

Neustadt:  
Dresden,  
Markt, Nr. 2,  
in der Ver-  
lags-Expedi-  
tion zu haben.

# Sächsische Dorfzeitung.

Preis:  
vierteljährlich  
12½ Rgr. Zu  
beziehen durch  
alle Post-An-  
stalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur: Friedrich Walther. — Verlag von Heinrich und Walther.

## Politische Weltschau.

**Deutschland.** Bei dem gegenwärtigen verworrenen Stande der deutschen Angelegenheiten, ist es nicht ohne Interesse, die Stimmung derjenigen Organe etwas näher in's Auge zu fassen, welche zeither für Preußen und seine Union in's Feuer zu gehen gewohnt waren, deren Eifer aber Angesichts der preussischen Windmühlenpolitik sich in letzterer Zeit etwas abzukühlen beginnt. So schildert z. B. ein Artikel der D. Allg. Zeitung die gegenwärtige Lage der Dinge von Frankfurt a. M. aus in folgender Weise: „Die Dinge nahen sich hier in raschen Schritten einer Entscheidung; die großdeutsche Politik, ermutigt durch das zaudernde und unentschlossene Verfahren des preussischen Cabinets, bereitet sich vor, ihren höchsten Trumppf gegen ihre Gegner auszuspielen. Am 6. August, so erfahre ich aus bester Quelle, wurde in der Sitzung des sogenannten Plenum die Bildung des engern Rathes einstimmig beschlossen. Der Bevollmächtigte für Hessen-Darmstadt, Hr. v. Münch-Bellinghausen, war nicht zugegen, und soll nachträglich geäußert haben, daß er sich seine Entscheidung vorbehalten. Folgt diesem Beschlusse der Herren vom Plenum wirklich und unverzüglich die That, so wird die Sache damit auf eine Spitze getrieben, die jedes Laviren sowohl von der einen als der andern Seite unmöglich macht. Will der einmal constituirte engere Rath nicht zu einer lächerlichen Farce werden, so muß er mit der Einberufung des Plenums vorgehen und dieses dann gegen die widerstrebenden und es weder anerkennenden noch beschickenden Staaten die Bundesexecution verfügen. Befindet sich aber Preußen unter diesen, so ist es überflüssig, die Folgen davon auseinander zu setzen. Eine Execution gegen eine Macht, welche 500,000 Soldaten zu ihrer Vertheidigung stellen kann, ist ein europäischer Krieg. Andererseits kann Preußen nach den Verpflichtungen, welche seine Regierung feierlich gegen die Nation eingegangen, nach den wiederholten und bestimmten Erklärungen, die es bis zum heutigen Tage den Anforderungen Oesterreichs entgegengestellt hat, den engern Rath und das von ihm einzuberufende Plenum nicht beschicken und anerkennen, ohne auf ein Niveau moralischer Erniedrigung herabzusinken, wie die Monarchie Friedrich's des Großen nach der Schlacht bei Jena sie nicht zu erdulden hatte. Der Stärkste kann durch die Schläge des Geschicks zu Boden geworfen werden, schmachlich ist nur der Anblick einer Macht, die sich in thatloser Zaghaftigkeit dem Gebot ihrer Gegner beugt. Deshalb bin ich auch der Ansicht, daß hier die Grenze ist, wo die Nachgiebigkeiten des preussischen Cabinets ein Ende haben müssen und werden. Ich bin weit entfernt auf die politische Thatkraft der Rätthe Sr. preuß. Maj. übertriebene Hoffnungen zu setzen; aber ich halte sie doch endlich trotz aller ihrer diplomatischen Schwankungen und Schwächen für preussische Männer. An einer Alternative angelangt, wo jede preussische Faser sich gegen den Preußen angesonnenen Schimpf empören muß, werden sie nicht das Schauspiel einer Regierung geben, die völlig außerhalb des Bewusstseins der Nation steht, sie werden den übermüthigen Ausspruch, den

Zwölfter Jahrgang. III. Quartal.

Palmerston 1840 über das französische Gouvernement hinwarf, „man könne es durch ein Nadelöhr jagen“, nicht im Munde des Fürsten Schwarzenberg gegen sich selbst zur Wahrheit machen. Möge denn erfolgen, was da wolle, die Verantwortlichkeit für alles über Deutschland hereinbrechende Unglück wird auf die Häupter Derer kommen, die in strafbarer Vermessenheit es bis zu diesem Aeußersten getrieben haben. Wahrscheinlich ist es noch bei alledem, daß vor dem starrenden Wall preussischer Bajonnete der Muth der großdeutschen Politiker, deren Stärke nur in der Einschüchterung der Gegner, nicht in eigener Kraft besteht, zurückweichen und daß der verwegene Versuch, die deutsche Nation in den alten Wust bundestäglicher Zustände zu werfen, an seiner eigenen Ohnmacht kläglich scheitern werde.“ —

Aus Mainz erfährt man, daß Preußen in Folge der vom Wiener Cabinet ausgegangenen Weisung, den ferneren Durchmarsch badischer Truppen nöthigenfalls mit Gewalt zu hindern, sich veranlaßt gesehen hat, den preussischen Vicegouverneur der genannten Festung Ordre zugehen zu lassen, derartigen Maßregeln ebenfalls mit Waffengewalt entgegenzutreten. Wir hätten also einen kleinen Krieg zwischen den zwei Großmächten in einer deutschen Bundesfestung in Aussicht. Jedenfalls wird's aber auch hier bei der bloßen Drohung sein Bewenden haben.

Die bereits erwähnte Mobilmachung des 10. Armeecorps wird von allen Seiten bestätigt; angeblich sollen diese Truppen zum Schutze Holsteins aufgestellt werden, allein es unterliegt kaum einen Zweifel, daß damit nur eine Demonstration gegen Preußen ausgeführt werden soll. Letzteres ist im Begriff, durch Verstärkung der beiden Corps bei Kreuznach und Wehlar bis auf die Gesamtstärke von 60,000 M. eine Gegendemonstration zu machen. Eine Folge dieser Demonstrationen, womit sich die Diplomatie gegenseitig zu fürchten macht, läßt sich mit Gewißheit voraussagen, nämlich die, daß dadurch dem Volke das Geld aus dem Beutel demonstriert wird. Denn solche Dinge kosten Geld, viel Geld.

In Wiesbaden geht's gegenwärtig hoch her. Es haben sich nämlich dort eine nicht geringe Anzahl französischer Legitimisten um den Herzog von Bordeaux versammelt, und man legt den Berathungen dieser Partei selbst in Frankreich nicht geringen Werth bei, da im Grunde Niemand recht ehrlich an eine lange Fortdauer der Napoleon'schen Wirthschaft glaubt, und bei einem neuen Umschwunge die Legitimisten sich Rechnung auf den Sieg ihrer Partei machen. Um diesen Sieg zu erleichtern, wird die Vereinigung der beiden königlichen Linien (Bourbons und Orleans) auch in Wiesbaden erstrebt werden. Man erwartet dort mehre Staatsmänner, welche mit dem Erbkönig Ludwig Philipp in enger Verbindung stehen.

Eine Cabinetsänderung in Hessen-Darmstadt deutet darauf hin, daß auch die dortige Regierung sich nicht abgeneigt zeigt, Hand in Hand mit Oesterreich und seinen Genossen die Wiederherstellung des alten Bundestages zu fördern. So sieht Preußen einen Verbündeten nach dem anderen in's österreichische Lager übergehen. Ob es begründet ist, daß selbst der Großherzog von Baden in seinem Fest-

halten an der Union durch österreichischen Einfluß wankend gemacht worden, muß sich bald zeigen. Das badische Ministerium scheint getheilte Meinung zu sein, und man spricht von einem bevorstehenden Ministerwechsel, wodurch dem österreichischen Einflusse vollends Bahn gebrochen werden soll. Für Baden würde allerdings ein solcher Umsprung kein Bedenkliches haben, da bekanntlich das Land von preussischen Truppen besetzt ist.

Wie die Augsb. Allg. Zeitung meldet, hat der König Ludwig von Baiern, treu der während seiner ganzen Regierung bewährten ächt deutschen Gesinnung, die Summe von 36,000 Fl. an den Obersten von der Lann absenden lassen zur beliebigen Verwendung für die Herzogthümer; ebenso ließ er den Gesangvereinen, welche ein Concert für die Schleswig-Holsteiner veranstaltet hatten, die Summe von 1000 Fl. einhändigen. — Die bairische Regierung soll sich endlich geneigt zeigen, für die Verpflegung bairischer Truppen eine beträchtliche Abschlagszahlung zu leisten; so versichern wenigstens die Zeitungen. Dem ehrenvollen Beispiele von Nassau und Waldeck (s. Nr. 32) ist nun auch die Regierung des Herzogthums Braunschweig gefolgt, indem sie vorläufig die Absendung von 30,000 Thalern als Abschlagssumme auf die von der Schleswig-holsteinischen Statthaltertschaft geforderten Verpflegungsgelder eingesandt hat.

In der Stadt Braunschweig wüthet die Cholera in arger Weise; vom 8. Juni bis zum 8. Aug. sind 643 Personen an dieser verheerenden Krankheit gestorben.

Das am 14. August mit vieler Bestimmtheit in Dresden verbreitete Gerücht, als sei in Schleswig eine neue Feldschlacht geschlagen worden, hat sich in keiner Weise bestätigt, und wir können demnach damit beginnen, das Wichtigste der vergangenen Woche zusammenzufassen. Leider steht hierbei das bereits in voriger Nummer auf Grund einer telegraphischen Depesche gemeldete Unglück in Rendsburg obenan. Der durch die Explosion eines Theils des Laboratoriums verursachte Schaden ist nämlich weit beträchtlicher, als man nach der ersten Nachricht glauben durfte. In dem Laboratorium, welches sich beim Arsenal im Neuwerk befindet, wurden am 7. August Schrapnels gestampft; bei dieser Arbeit hatten sich an die hölzerne Keule einer Retorte Eisenspäne angelehnt, was man unvorsichtigerweise nicht bemerkte. Durch das heftige Stoßen einer solchen Sprengmasse, wie sie zu Schrapnels gebraucht wird, gaben die Eisenspäne an dem Steine der Retorte Funken, die Masse wurde dadurch entzündet und um 1/10 Uhr Vormittags erfolgte eine furchtbare Explosion. Kanonen- und Gewehrsalven erschütterten mit gewaltigem Getöse die Luft, Granaten und Bomben stiegen in die Höhe; die Fenster flogen auf und die Scheiben zersprangen, ganze Dächer wurden abgepöckelt. Steine, Balken, Schutt, Bombenstücke, Kanonen- und Flintenkugeln — kurz Alles flog in der Luft herum. Kaum hatte man sich von dem ersten Schrecken erholt, so fingen wiederum andere Vorräthe Feuer und neue Explosionen erschütterten die Luft. Lärm und Tumult erfüllte die Gassen, und eine hohe Rauch- und Feuersäule wirbelte über dem Orte der Verheerung in die Höhe. Eine Viertelstunde lang plachten noch Bomben und Granaten in der Luft. Weiber und Kinder eilend jammernd durch die Straßen; aus dem Lazareth schleppten sich, von Schrecken ergriffen, schwerverwundete Soldaten auf die Straßen, und die gesammte Stadt glich einem Bilde des tiefsten Jammers. Endlich hörte die Zerstörung auf, und man vermochte den Umfang des Unglücks zu übersehen. Gegen hundert Personen, welche in dem Laboratorium gearbeitet, und darunter 20 junge Artillerieeleven, hatten ihren Tod gefunden, während gegen 50 mehr oder weniger verwundet waren. Die meisten Häuser sind beschädigt, und die Stadt bot einen Anblick dar, als sei sie von einem Erdbeben heimgesucht worden. Merkwürdigerweise wurde Leutnant Wosmann, welcher die Anfertigung der Schrapnels eingeführt hat und

der die Arbeit leitete, gerettet. Er flog mit in die Luft, wurde über die Eider auf den Wall geschleudert und dort so wenig verletzt, daß er noch an die Rettung Anderer denken konnte. Es hat diese furchtbare Katastrophe natürlich in allen Klassen einen höchst traurigen Eindruck gemacht, doch ist dadurch für die augenblickliche Kriegsführung kein Hinderniß erwachsen, da die vorhandenen Vorräthe hierzu vollkommen ausreichen.

Am Tage nach jenem Unfalle, den 8. Aug. Vormittags, fand die feierliche Beerdigung der unglücklichen Opfer statt. Voran gingen die Tambours und die Trauermusik, dann eine Militärabtheilung; dieser folgten 44 Leiterwagen und auf jedem zwei einfache schwarze Särge. Hinter diesen gingen die neun Cadetten, welche durch eine glückliche Fügung gerettet worden waren, die Militär- und Stadtprediger und eine Abtheilung Artillerie. Den Schluß des langen Leichenzuges bildete eine große Menge der Rendsburger Einwohner. Kaum aber hatte sich der Zug in Bewegung gesetzt, so ertönte Kanonendonner, und die Kunde, daß der Feind angegriffen habe, durchlief mit Blitzesschnelle die Stadt. Die übrigen zum Leichendienste commandirten Bataillone waren schon vorher auf erhaltenen Befehl zum Schleswiger Thore hinausgezogen, und jetzt rasselten die Batterien durch die Straßen, um den Dänen entgegenzurücken. Die Bestattung der Verunglückten wurde mittlerweile still und feierlich auf dem Militärkirchhofe vollzogen.

Die Rendsburger Explosion schien die Dänen auf ihrer ganzen Linie alarmirt zu haben. Sie verstärkten deshalb ihre Recognoscirungen, und am 8. August früh eröffneten sie, als gelte es einer Schlacht, bei Sorgbrück ein ungemein starkes Artilleriefeuer auf die deutschen Vorposten. Zwei in der Nähe der letzteren aufgefahrene Geschütze sandten dem Feinde sofort einige Ladungen Schrapnels entgegen, die ihn so sehr incommodirten, daß er sich schnell zurückzog. Die Schleswig-Holsteiner, denen die dänischen Kugeln nur einen Mann verwundeten, ließen den Feind, erhaltener Ordre gemäß, unverfolgt, und nur einzelne Dragonerpatrouillen wurden ihm nachgeschickt. Bald stellte es sich aber heraus, daß die Dänen mit diesem Angriffe nur eine andere, weit stärkere Recognoscirung bei Duvensstedt maskiren wollten. Hier wurden aber von den Schleswig-Holsteinern gut bedient. Ungefähr fünf bis sechs dänische Bataillone rückten mit Schnelligkeit vor, um die deutsche Feldwacht bei Duvensstedt anzugreifen, während eine gleich starke Macht im Hinterhalte zur Unterstützung bereit stand. Die Schleswig-holsteinischen Jäger, welche auf Vorposten standen, zogen sich vor dem andringenden Feinde auf festere Positionen zurück, wo sie den nöthigen Succurs erhielten. Die Dänen suchten sich nun in einer Mühle und deren Umgebung festzusetzen und begannen gleichzeitig ein heftiges Feuer. Jetzt drang das 2. und 3. Jägercorps, unterstützt von einem Infanteriebataillone, hinter den Berhauen vor, um die Dänen mit dem Bajonett anzugreifen. Die Mühle wurde mit Sturm genommen, und nach einem heftigen Gefecht sahen sich die Dänen zur eiligsten Flucht genöthigt. Die Jäger verfolgten den Feind mit solcher Schnelligkeit bis in die Hüttener Berge, daß er zehn Todte auf dem Kampfplatze zurücklassen mußte. Die Zahl der dänischen Verwundeten wird auf 93 angegeben, auch soll sich unter den Gefallenen ein höherer Offizier befinden; die Schleswig-Holsteiner hatten nur 2 Todte und 18 Verwundete. Auf die deutschen Truppen, welche wiederum ihre alte Tapferkeit bewährten, hat dieser Sieg einen sehr vortheilhaften Eindruck hervorgebracht, und mit Zuversicht geht man dem neuen Kampfe entgegen. Am 11. Aug. zeigte sich der Feind wiederum in beträchtlicher Stärke jenseit Sorgbrück, doch ging er bald wieder zurück. Aus diesen Recognoscirungen entnimmt man, daß die Dänen zunächst beabsichtigen, die Sorge zu überschreiten, um dann mit aller ihrer Macht die Schleswig-Holsteiner bei Rendsburg anzugreifen. — In Kiel wurden am 13. Aug. die Brücken über den Kanal abge-

brochen und die baltische Bürgergarde hatte Befehl erhalten, auf Trommelschlag marschfertig zu sein.

Die Dänen fahren fort, Männer und Frauen aus Schleswig nach Kopenhagen zu schleppen, um sie dem Hohne des dortigen fanatischen Pöbels preiszugeben. Aus einem Dorfe in der Nähe von Idstedt sind die Bauern insgesamt fortgeschleppt und eingesperrt worden, nachdem man vorher ihre Häuser niedergebrannt hat. Die Dänen scheinen nämlich zu glauben, daß der General Schleppegrell, welcher in der Schlacht von Idstedt fiel, von den Bauern erschossen worden sei, was völlig unbegründet ist. — Nach den nun vervollständigten Angaben der Kopenhagener Blätter haben die Dänen bei Idstedt 3771 Mann verloren, nämlich 439 Tödt, 2715 Verwundete und 614 Gefangene. — Aus Kopenhagen erfährt man, daß die letzten Bataillone nach Schleswig ausgerückt sind; die Dänen haben nun unter dem Befehle dreier Generale ihre gesammte Streitmacht, zusammen 44,000 M., im Felde stehen.

**Preußen.** Nachdem mit jedem Tage immer mehr Stimmen im eigenen Lager laut geworden, welche die verderbliche Halbheit der preussischen Politik in der deutschen Frage gebührend verdammen, scheint man sich endlich im Rathe des Königs zu einem entschiedenen Handeln ermannen zu wollen. Ob's wirklich dazu kommt, steht freilich noch dahin. Anfangs hieß es, man wolle sich, des langen Haders müde, mit Oesterreich verständigen und Hand in Hand mit dieser Großmacht bei dem unvermeidlichen Bundestage sich bethelligen; gegen dieses Aufgeben aller früheren Pläne, aller dem Volke gegebenen Beteuerungen und Versprechungen soll sich aber Minister Manteuffel mit seinem Collegen Stockhausen entschieden erklärt haben, so daß ein Rücktritt dieser Minister in Aussicht gestanden. Dieser Widerspruch habe denn auch den König auf andere Gedanken gebracht und die Ansichten des sich zu Oesterreich hinneigenden Generals v. Radowicz in den Hintergrund gedrängt. Was hieran wahr ist, läßt sich freilich nicht nachweisen. Aber Thatsache ist es, daß die preussischen offiziellen Zeitungen jetzt auf einmal versichern, es herrsche bei Hofe, und unter den Ministern die schönste Harmonie in der deutschen Frage und die schweren Wolken, welche sich an dem preussischen Horizonte gelagert, begannen sich zu zerstreuen. Wir wollen sehen, wie lange dieses heitere Wetter anhält; bekanntlich dreht sich in Potsdam und Sanssouci der Wind sehr oft und schnell. Hinzugefügt wird, daß man nun entschlossen sei, den Anmaßungen des Wiener Cabinets energisch entgegenzutreten, und, falls es die Wahrung der preussischen Ehre erfordert, das Gebiet der Thaten zu beschreiten. Das Ganze klingt wie eine drohende Kriegserklärung, zu der man aber am Ende in Wien sagen wird: „sist halt nicht so ernst gemeint!“

**Oesterreich.** Der früher mit vollem Rechte oft erhobene Vorwurf, daß die Bestimmungen der österreichischen Verfassung, soweit sie gute organische Einrichtungen zusagen, meistens nur auf dem Papiere stehen, ohne zur Ausführung zu kommen, würde jetzt wenigstens in einer sehr wesentlichen Beziehung ein ungerechter sein. Man muß anerkennen, daß die jetzige Regierung eine rastlose Thätigkeit entwickelt, um das feudale Oesterreich durch ein System innerer Reformen zu regeneriren. Es ist hierin seit einem Jahre in der That viel geschehen, um das materielle Wohl des Staates kräftig zu fördern. Viel, sehr viel bleibt freilich noch zu thun übrig, wobei man aber nicht übersehen darf, daß es eine Riesenaufgabe ist, den alten Augiasstall zu räumen. — Neuerdings hat man auch in Wien und den größeren Städten der deutschen Provinzen angefangen, für Schleswig-Holstein zu sammeln; die Regierung läßt es geschehen, und die Sammlungen nehmen den besten Fortgang. — Aus Ungarn lauten die Nachrichten immer trauriger; die dumpfe Stimmung der Bevölkerung wird durch den ungewohnten Mangel an Lebensmitteln und anderen Producten erhöht; der Selbstbesitz ist durch die Vernichtung der

Kossuthnoten ruinirt, und die früher so kräftige Mittelklasse, sonst der Stolz und die Stütze Ungarns, sieht ihrem Untergang entgegen. Man kann sich einen Begriff von den dortigen Zuständen machen, wenn man erwägt, daß der Tagelohn, den der kleine Grundbesitzer zu zahlen hat, von 10 Kreuzer auf 1 Fl. 30 Kr. pro Tag gestiegen ist. — Aus Galizien wird wiederum von erneuerten Bauernunruhen berichtet, welche den Besitzstand des dortigen Adels bedrohen.

**Frankreich.** Der Präsident Ludwig Napoleon mag sich noch so viel Mühe geben, der Ansicht, als hätte er es auf einen Staatsstreich abgesehen, entgegenzutreten, es glaubt's ihm doch Niemand. In der That stimmt auch seine Handlungsweise wenig mit jenen Versicherungen überein, und seine Gegner haben allerdings Ursache, ihm nicht zu trauen. So ist der Präsident sichtlich bemüht, die Sympathien des Militärs zu gewinnen. Er hat zu diesem Zwecke Gastmähler in seinem Palaste ausgerichtet, bei denen die Offiziere und Unteroffiziere der verschiedenen in und um Paris liegenden Corps tractirt werden. Bei einem solchen am 8. Aug. stattgefundenen Mahle ertönte wiederholt unter den Soldaten der Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ Ja man will auch den Ausruf: „Nach den Tuileries!“ vernommen haben. Natürlich hat dieser Vorgang das einmal vorhandene Mißtrauen von Neuem rege gemacht. — Der Plan, in der Nähe von Versailles ein Lager für 12,000 M. zu errichten, ist von dem Ministerium freiwillig aufgegeben worden, da die Bewilligung des hierzu nöthigen Geldes von der Commission, welche der Nationalversammlung ein Gutachten hierüber zu geben hatte, nicht zu erwarten war, und das Cabinet sich eine Niederlage ersparen wollte. — Der Präsident Ludwig Napoleon hat am 12. August eine Rundreise durch die Provinzen angetreten.

### Buttergüstel.

Eine Dorfgeschichte, erzählt von Heinrich Leopold.

(Fortsetzung.)

Herr Knauth führte die Gäste die hölzerne Treppe hinauf in die freundliche Oberstube, wo gewöhnlich jeden ersten Feiertag oder auch manchmal Sonntags der Pastor, Oberförster und der Inspector vom Hofe bei Knauths versammelt sind. Mutter Rosine aber hatte in der Küche alle Hände voll zu thun, um in der Geschwindigkeit ein schmachtendes Mittagsmahl zu bereiten. Sie rief die alte Margarethe vom Essen weg, um ihr dabei behülflich zu sein. „Da muß nun,“ schmolte sie halblaut vor sich hin, während sie die besten Eier zerschlug und zerrührte — „das Sappermentsmädel, die Gustel, gerade heute in die Stadt laufen. Mir ahnte es gleich, und ich wollte sie gar nicht gehen lassen. Aber die denkt gleich, die ganze Wirthschaft geht zu Grunde, wenn einmal einige Thaler verloren gehen.“

„Ja, eine sparsame Hausfrau wird Gustel einmal werden, das ist richtig“ — setzte Margarethe hinzu, indem sie die schon verglimmenden Kohlen auf dem Herde anblies.

Jetzt kam Heinrich die Treppe wieder herunter, nachdem er seine Reisetasche oben abgelegt hatte. „Na, Mutterchen, nimm Dir nur Zeit, wir können schon warten“ — rief er freundlich in die Küche hinein und ging in die Gesindestube, um dort die Leute zu begrüßen. Die jungen Mägde steckten die Köpfe zusammen und lüchelten, während der Küchjunge den Löffel auf der Reise zum Munde anhielt, um den jungen Herrn mit den langen lockigen Haaren anzuschauen, welcher da sagte, daß er nun auch mit auf das Feld gehen würde. Dem langen Matthes aber, welcher ihm als Knabe das Reiten gelehrt, gab er die Hand, welche dieser jedoch nicht eher annahm, als bis er sich die seinige mit der Schürze abgewischt hatte.

Das Mittagsmahl war endlich in der Oberstube zu rechtgemacht. Die Jünglinge ließen es sich wohlschmecken, und Mutter Knauth hatte ihre Freude daran. Nachmittags

führte Herr Knauth seine Gäste durch Scheunen und Ställe, durch seine prachtvollen Saatsfelder und seine Wiesen, ja selbst bis in die ansehnliche Strecke Holzpflanzung hinaus, die zu dem Knauth'schen Gute gehörte. Er erzählte ihnen von seinen landwirthschaftlichen Plänen, mit denen er sich herumtrage, und wie sein Sohn, wenn ihm selbst Gott nur noch einige Jahre das Leben schenke, eine Bestzung erhalten solle, die einem Rittergute um nichts nachstehen werde.

Auf diese Weise war der Abend hereingebrochen, und Herr Knauth ging nun mit seinem Sohne und dessen Gästen in die „goldene Ente“, in das große stattliche Wirthshaus in Unter-Erlenhain, wo heute Abend sich aus dem Dorfe zahlreicher Besuch eingefunden hatte. Die Kunde, daß Knauths Heinrich zurückgekommen, war wie ein Lauffeuer durch das Dorf gegangen; eines Theils war es die Theilnahme an den Ereignissen in der Familie Knauth überhaupt, welche heute Abend die männliche Bewohnerschaft in die „goldene Ente“ geführt hatte, anderen Theils eine sehr verzeihliche Neugierde nach den Neuigkeiten, welche die jungen Männer etwa aus der Stadt mitbringen möchten; denn wir müssen wissen, daß die Rückkehr Heinrich Knauths in die Mitte des 1848er Jahres fällt, wo auch die Landbewohner sich mehr um die Dinge da draußen und um die Politik bekümmerten, als dieß sonst der Fall war.

Unter den jungen Männern war es besonders der lustige Woldemar, welcher die Aufmerksamkeit und Zuneigung der Bauern in Anspruch nahm. Dieser „junge Herr mit dem Zwickelbarte“ wußte aber auch das Meiste zu erzählen von N. Blum in Leipzig, von den Vorgängen in Dresden und außerdem von mancher lustigen Geschichte, die er als Student mitgemacht hatte. Herr Knauth mußte ganz wider seine Gewohnheit bis fast gegen Mitternacht dableiben; denn als er mit seinen Gästen wieder nach Hause kam, schlug es eben zwölf auf der Thurmuh.

Wir hören, es wäre ganz gegen Herrn Knauths Gewohnheit gewesen, so spät aus dem Wirthshause nach Hause zu kommen. Dieß läßt uns beiläufig einen Blick in die Eheverhältnisse dieser ehrenwerthen Leute thun. Herr Knauth war eine etwas raube Natur und hatte das an sich, was man einen selbstständigen Character nennt, der sogar unter Umständen in eine eigensinnige Hartnäckigkeit ausarten konnte; gleichwohl theilte er das Schicksal der meisten Ehemänner und stand wenigstens bis zu einem gewissen Punkte unter dem Pantoffel seiner guten Rosine; aber wie gesagt, nur bis zu einem gewissen Punkte. Hier angekommen machte Herr Knauth von dem Rechte seiner ehelichen Selbstherrscherschaft unbedingten Gebrauch. Frau Knauth war auch klug genug, nicht weiter als bis hierher zu gehen, und sie begnügte sich damit, in solchen Fällen auf einem kleinen Umwege, den die weibliche Schlaubeit immer aufzufinden weiß, zu ihrem Ziele zu gelangen. Seit Jahren war es Gebrauch, daß Herr Knauth punkt 10 Uhr zu Hause war, und hatte er es ja einmal versehen, daß er eine Viertelstunde zu spät kam, so hörte er ganz geduldig die Gardinenpredigt seiner Ehehälften an, welche alsdann niemals auszubleiben pflegte. Herr Knauth fand dieß ganz in der Ordnung, weil er früher als Soldat auch um 10 Uhr hatte in der Kaserne sein müssen. Jede Bezugnahme auf das Militär nämlich und auf militärische Verhältnisse war für ihn jederzeit ein durchschlagender Beweisgrund.

Heute jedoch ließ Frau Knauth Gnade für Recht ergehen. Sie stand, als die Männer ankamen, mit einem Lichte in der Hausflur und leuchtete den vier Jünglingen die Treppe hinauf in das für sie zubereitete Schlafgemach. Hier standen die vier Betten, schneeweiß überzogen, mit allem Zubehör so freundlich da, daß es schon eine Lust war, sie anzusehen, und daß man merkte, Frau Knauth legte auf solche Dinge einen großen Werth. Nach vielen Entschuldigungen, daß die jungen Herren mit dem Verlieb nehmen möchten, was ihnen von einfachen Bauerleuten geboten

werden könnte und daß sie es sich bequem machen möchten, wünschte sie ihnen gute Nacht.

„Wahrhaftig!“ — rief Woldemar aus — „es dauert einem ordentlich, sich in die Betten zu legen, so nett und reinlich sehen sie aus.“

„Ein wahrer Berg Sinai von Betten.“ — setzte Georg hinzu — „Wie soll man es nur anfangen, um hinauf zu kommen?“

„Das will ich Dir gleich zeigen“ — bemerkte Woldemar, der sich unterdeß ausgekleidet hatte. — „Eins, Zwei, Drei!“ und Hopp! war er mit einem Sage in den weichen elastischen Betten verschwunden.

„Das ist ja, als ob man in den Wolken schwimmt!“ — rief der schon halb Schlaftrunkene — „Nacht daß Ihr fertig werdet! Der Letzte löscht das Licht aus!“

Dieser war Heinrich. Die anderen Drei waren bald eingeschlafen, das konnte man aus dem Schnarch-Trio abnehmen, welches dieselben zusammen aufspielten. Die grüne Schenke, Frau Rundlich, die schäumenden Biergläser, Heinrich und Buttergustel, alle die Erlebnisse des verflossenen Tages verschwammen mit den Bildern aus der Bergangenheit vor der Traumphantasie der Schläfer zu lauter burlesken, caricaturartigen Tableaux zusammen, welche in der Regel am Morgen keine andere Erinnerung zurücklassen, als die, daß man geträumt hat.

Anders war es bei Heinrich. Der Schlaf floh ihn, und halb eingeschlummert, erwachte er immer wieder. Er legte sich von einer Seite auf die andere, und eine fast fieberhafte Hitze durchströmte seine Adern. Er schob die Schuld auf die vielen weichen Betten, woraus ihm die mütterliche Bärtlichkeit sein Nachtlager bereitet hatte. Er stand auf, öffnete ein Fenster und schaute in die mondhelle stille Frühlingsluft hinaus. Das Horn des Nachtwächters tönte melancholisch aus der nahen Dorfgasse, dazwischen schallte das nahe und ferne Hundegebell, auch einzelne Haushähne ließen schon ihren langgedehnten Beckruf hören. Aus der Ferne vernahm man das Rauschen des Erbaches und das Klappern der Mühle. Dieses nächtliche Stilleben äußerte auf Heinrich einen beruhigenden Einfluß. Er verspürte endlich Müdigkeit in den Augen und so ging er leise zu seinem Lager zurück, zumal er bemerkte, daß einer seiner Freunde sich, wie es schien, etwas ausgerichtet hatte, aber wieder hinlegte, als er das Fenster schloß.

Tausend Gedanken, deren Mittelpunkt natürlich Buttergustel war, zogen an seiner Seele vorüber, einer jagte den Anderen. Sie begleiteten seine Phantasie bis in das geheimnißvolle Gebiet des Traums, denn endlich war auch Heinrich eingeschlafen. Er sah Buttergustel wieder; ach, und sie war so schön und so reizend! Sie erröthete anfangs, als seine Blicke die ihrigen suchten; dann wurde sie beherzter und schaute ihn mit ihren Weichenaugen so herzinnig an, daß er vor Wonne zusammenschauerte. Sie gestanden sich gegenseitig ihre Liebe und der glückliche Heinrich wollte der Geliebten in die Arme fallen, welche diese ihm geöffnet entgegenhielt. Aber eine unbekannte Rebelgestalt drängte sich plötzlich dazwischen und wehrte hier und wehrte da, und ließ die Beiden nicht zusammenkommen. Da erfaßte Heinrich Unmuth und Zorn; er strengte die äußersten Kräfte an, er wollte die hemmende Fessel zersprengen, wollte die unbekannte Rebelgestalt, welche sich so unberufener Weise zwischen ihm und seinem Glück eingedrängt hatte, mit Gewalt wegstoßen. Es gelingt; schon steht er ganz nah vor seinem Mädchen, welche mit unbeschreiblichem Liebreiz ihn anlächelt, alle Pulse pochen fieberisch in ihm. — Da fühlt er sich mit einem Male wieder von einer unsichtbaren Macht ergriffen, fortgeschleudert und sieht nur noch, wie Buttergustel die Hände ringt und ihm in höchster Angst zuruft: „Heinrich! Heinrich!“

Da erwachte er. Nicht Gustel hatte ihn gerufen, es waren seine Freunde gewesen, die bereits einige Zeit mun-

ter, im Begriff waren, sich anzukleiden. Auch Heinrich stand auf, mehr erschöpft als gestärkt durch den Schlaf.

„Ich glaube, Du nachtwandelst;“ — sagte Robert zu Heinrich — „ich werde mitten in der Nacht durch ein Seufzen und Achzen geweckt, halb im Schlafe richte ich mich im Bette auf und sehe wie einer von uns an dem offenen Fenster im Mondschein steht. Es war ordentlich schauerlich mit anzusehen, und es rieselte mir wirklich die Gänsehaut über den Rücken. Endlich merke ich, daß es Heinrich ist, der sich nachher ganz gemüthlich wieder in das Bette schleicht.“

„Du hast wohl selbst geträumt, Du furchtsamer Haase!“ — sagten Georg und Woldemar lachend.

Heinrich jedoch erzählte, daß er es allerdings gewesen, der am Fenster gestanden, weil er vor Hitze nicht habe einschlafen können. Die Anderen ließen es dabei bewenden, indem auch sie wenigstens das bemerkt hatten, daß Heinrich sehr unruhig geschlafen, und da sie sich die Ursache wohl denken konnten, so unterließen sie es aus Barmherzigkeit, von diesem Capitel weiter zu sprechen.

Mutter Knauth hatte unterdeß schon für ein gutes Frühstück gesorgt. Die große hellblinckende, zinnerne Kaffeekanne, die bunten Porzellantassen und die beste Sahne, welche das Gut erzeugte, standen so einladend auf dem weißgedeckten Tische, daß es der gastlichen Röthigung der Frau Knauth nicht bedurfte hätte, um die jungen Leute zum Zulangen zu bewegen. Woldemar versäumte nicht, ihr während des Frühstücks allerlei Schmeichelhaftes über das prächtige Nachtlager, das ein Prinz nicht verschmäht haben würde, und Herrn Knauth herzlichen Dank für die freundliche Aufnahme überhaupt zu sagen, wodurch sich Beide gar sehr geschmeichelt fühlten, denn wie bemerkt, die Knauths legten einen Werth auf die Gastfreundschaft, was Jeder zu bestätigen wußte, welcher seinen Wanderstab irgend einmal auf das Gut gelenkt hatte.

Der Abschied von den Alten war herzlich und aufrichtig, und die jungen Leute schieden mit wahrer Hochachtung von ihnen. Heinrich ging eine ziemliche Strecke Wegs mit den Freunden. Endlich auf der „Lerchenhöhe“ da, wo an dem Wege als ein altes Wahrzeichen das große, von dem Zahn der Zeit zernagte steinerne Kreuz steht, da schieden die Jünglinge, welche, wie sie sich wohl sagten, die schönste Zeit ihres Lebens mit einander verlebt hatten. Solche Momente sind überreich von Empfindungen, aber arm an Worten. Auch unsere vier Freunde machten wenig Worte; Jeder aber zerdrückte eine Thräne, die er vor den Anderen zu verbergen suchte, heimlich in den Augen, ein warmer Händedruck und noch einen Bruderkuß — dann ging es rasch von dannen. Drei, viermal sahen sich die Scheidenden noch um, und das letzte Mal, rief Woldemar mit lauter Stimme zurück:

„Vergiß uns nicht bei Deiner Hochzeit! Grüß Deine Buttergustel!“ Heinrich nickte bejahend dem Freunde nach. — Langsam und träumerisch in Gedanken versunken, ging Heinrich nun allein nach Erlenhain zurück.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Sache Schleswig-Holsteins.

Es war vor zwei Jahren, als wir in diesen Blättern (Nr. 17.) rüchlich der schleswig-holstein'schen Frage auferten: „Wollen die Diplomaten mit ihren Kreuz- und Winkelzügen die Sache verderben, viele Tausende stehen bereit, unseren wackeren Brüdern in Schleswig-Holstein beizustehen.“

Unsere bange Ahnung hat uns leider nicht betrogen; was in den beiden Feldzügen das Schwert der braven deutschen Krieger erobert und gut gemacht hat, das haben

die feinen Herren von der Feder recht gründlich wieder verdorben. Aber inmitten dieser niederschlagenden Erfahrung bleibt uns wenigstens der andere Trost, daß hunderttausend edle deutsche Männerherzen für die Sache Schleswig-Holsteins schlagen. Eilen nicht aus allen Gauen des deutschen Vaterlands Männer und Jünglinge hin an die Eider, um das gute Recht der Schleswig-Holsteiner mit ihrer Kraft und ihrem Herzblute zu vertheidigen? Werden nicht in Städten und Dörfern, wo das Gefühl für das gemeinsame Vaterland, für die Ehre und den Ruhm des heißgeliebten deutschen Vaterlands noch nicht untergegangen ist in dem Sumpfe der Philisterei und des Egoismus, Gaben der Liebe gesammelt und reichlich gespendet von Arm und Reich, von Jung und Alt? Und wären nur nicht die leidigen Rücksichtnahmen und die Abhängigkeit Deutschlands vom Auslande, gewiß mancher deutsche Fürst und manche deutsche Regierung würde die vaterländischen Heere in die Nordmarken Deutschlands, an die Gestade der Ostsee senden, um dem übermüthigen Dänen Respect einzulösen vor dem deutschen Namen. Wissen wir nicht, das selbst deutsche Fürsten theils im Stillen, theils unverhohlen wenigstens als Privatleute beigeuert zu den Sammlungen für Schleswig-Holstein? Und wagt es eine deutsche Regierung der allgemeinen Strömung sich mit Gewalt entgegenzustellen und beispielsweise die zu Gunsten Schleswig-Holsteins veranstalteten Sammlungen ganz zu hindern oder zu verbieten?

Was ist es aber, das alle edlere Herzen entflammt, und mit gespannter Aufmerksamkeit die Blicke auf diesen kleinen Winkel der Erde lenkt? Es ist mehr als das bloße Interesse, das man für ein heldenmüthiges Volk allemal hat, es ist mehr als bloße Neugierde und als der Wunsch, in der allgemeinen Abgespanntheit ein drastisches Weckungsmittel für die schlummernde Phantasie zu haben — es ist unendlich mehr; es ist die ganze Liebe, die ganze Hoffnung und das vollste Bewußtsein des deutschen Gemüths, was nach Schleswig-Holstein hinzieht. Hier in den grünen Marschen des Ostseelandes, hier in diesem biederen und treuherzigen Volke, unserm deutschen Bruderstamme, hat das grausam getäuschte Gefühl des deutschen Volkes seinen letzten — seinen letzten Hoffnungsanker ausgeworfen, hier wo vor zwei Jahren das deutsche Volk zuerst nach einem langen, langen Schlummer als ein untheilbares Ganze sich wieder erkannte.

Alle Versuche des deutschen Volkes, sich zu einem Ganzen zu constituiren, sind völlig mißglückt. Das deutsche Nationalparlament, einst mit so großen Hoffnungen und mit so vielem Jubel begrüßt, ist zuletzt als „ein Haufe rebellischer Männer“ auseinandergejagt worden. Die Reichsverweserschaft ist in ein Nichts zertrümmert, und Erzherzog Johann ist Bürgermeister von Stainz. Der große Gedanke eines deutschen Kaisers ist zu einer Lächerlichkeit geworden, die Union ist wie eine Seifenblase zerplatzt, ja selbst aus dem Bundesplenum ist nichts geworden und die Centralbundescommission ist recht eigentlich im Sande vertrümmert. Alles, Alles hat sich sowohl Seiten der Völker wie der Regierung als eitel und nichtig erwiesen.

Ein gemeinsamer Mittelpunkt nur ist — Dank sei es der Arroganz der Dänen — dem deutschen Bewußtsein geblieben, und der ist Schleswig-Holstein. Hier concentriren sich alle zerstreuten Strahlen des deutschen Geistes, um als ein leuchtendes Meteor an dem europäischen Himmel zu erscheinen. Die edelsten Männer widmen sich dieser Sache. Hierher eilt Heinrich v. Gagern, vor dem sich vormals die brausende Woge der Nationalversammlung, Fürsten und Regierungen beugten, hierher eilt aus den Niederlanden ein v. Arnim, um seine politische und diplomatische Gewandtheit einer Sache zu widmen, welche die Dänen mit „Rebellion“ bezeichnen. Hierher sind Offiziere und Soldaten aus fast allen deutschen Staaten, selbst aus Oesterreich gezogen, um mit ihrer Kriegserfahrung den Schleswig-Hol-

steinern zu helfen. Und wir werden uns kaum täuschen, wenn wir voraussagen, daß am Ende noch einer oder der andere unserer deutschen Fürsten in den Reihen dieser sogenannten Rebellenarmee, wie die Dänen sich auszudrücken belieben, den deutschen Namen zu Ehren bringen hilft. Das ist eine wunderbare Erscheinung; um so wunderbarer, je größer die Gefahr, je geringer die Aussicht auf Erfolg ist. Es ist ein Wunder, was nur aus der frischen Triebkraft und dem wiedererwachten Bewußtsein des deutschen Volkes erklärlich ist.

In der Art und Weise der Sympathie für Schleswig-Holstein, wie sie sich 1848 kundgab und wie sie sich jetzt an den Tag legt, ist ein wesentlicher Unterschied. Jetzt eilen die edelsten Männer dahin, während sie daheim die Gefühle für Weib und Kind, Haus und Hof auf dem Altare ihrer Liebe für Deutschland zum Opfer bringen. Die Agitation für Schleswig-Holstein hat den Kern des Volkes, den wohlhabenden Bürgerstand und diejenigen Schichten ergriffen, welche auf Bildung Anspruch machen. Und was sehr wichtig ist, ein großer Theil des deutschen Militärs theilt diese Sympathien. Wir sehen es ja in Sachsen. Diejenigen Truppentheile, welche den vorjährigen Feldzug in Schleswig mitgemacht haben, legen, vielleicht mit Ausnahme der Offiziere, eine so achtungsvolle Theilnahme für dieses Ländchen an den Tag, daß man sich versichert halten darf, sie würden mit Freuden den Holsteinern zu Hülfe ziehen, wenn nicht die Diplomatie zwischen uns und den Herzogthümern eine unsichtbare unübersteigliche Mauer aufgeführt hätte. Alle diese Umstände zusammengenommen lassen die Schleswig-Holsteinsche Frage als die Fruchtkapsel höchst wichtiger, in unsere inneren deutschen Verhältnisse unmittelbar eingreifender Ereignisse erscheinen.

Wir wollen nicht weiter das Demüthigende berühren, was darin liegt, mit ansehen zu müssen, wie beinahe eine Million deutscher Soldaten auf den Beinen und kriegsgerüstet gehalten wird, und wie dennoch der Däne ungestraft bis an die Eider kommen darf, wie allmählig ein Stück kostbares deutsches Land um das andere losgebrockelt wird — wir wollen nicht darauf aufmerksam machen, welche Demüthigung die Großmächte, England, Frankreich und Rußland, uns in das Gesicht schleudern, wenn sie, wie durch das bekannte Londoner Protocoll geschehen, sich anmaßen, diese rein deutsche Frage nach ihrem Gutdünken zu regeln, ohne nur einen einzigen Rechtsgrund hierzu zur Basis zu haben — wir wollen endlich nicht den wundesten Fleck der ganzen Angelegenheit, die Stellung des preussischen Cabinets, berühren, nicht darauf hinweisen, wie viel dieses Preußen wie überhaupt in Deutschland, so namentlich auch in Schleswig-Holstein durch seine Halbheit verschuldet hat — eins jedoch können wir nicht unerwähnt lassen. Wir müssen die Sache Schleswig-Holsteins gegen eine Verdächtigung schützen.

Man hat von einer gewissen Seite her dem Kampfe, der in den Herzogthümern geführt wird, republikanische und demokratische Tendenzen unterzuschoben gesucht in der offenkundigen Absicht, die Sache derselben in den Augen Deutschlands zu discreditiren. Wer aber die Verhältnisse in den Herzogthümern nur einigermaßen kennt, wird die Grundlosigkeit dieser Beschuldigung augenblicklich erkennen.

Kein Volk ist weniger zum Republicanismus geneigt, als die Schleswig-Holsteiner, und kein Land weniger von den Lehren der Demokratie ergriffen, als die Herzogthümer. Die schleswig-holsteinsche Armee kämpft für das gute historische Recht des Landes, für ihren legitimen Herzog und für ihre deutsche Nationalität. Bedarf es der Beweise, so erinnern wir daran, daß den Ungarn und Polen der Eintritt in die schleswig-holsteinsche Armee nicht gestattet wurde, daß unlängst noch eine Anzahl aus London herbeigekommener Deutscher zurückgewiesen worden sind, weil sie einer republikanischen Verbrüderung angehörten und daß die Demokraten vom reinsten Wasser kein Herz für Schleswig-Holstein besitzen, weil

die Grundsätze der Demokratie hier noch keinen Boden gewonnen hätten. Wäre in der schleswig-holsteinschen Bewegung nur eine einzige Spur von Republik zu finden, so würden der ehemalige König Ludwig von Baiern und der König von Hannover nicht bedeutende Summen beige-steuert haben zu den Sammlungen für Schleswig-Holstein, so würden nicht ein Sagern, ein v. d. Lann, ein Willisen und andere deutsche Officiere ihre Dienste den Herzogthümern widmen.

Die Hauptfragen bleiben aber noch zu beantworten. „Was wird aus der ganzen Sache werden? Werden die Schleswig-Holsteiner wohl noch siegen oder werden sie der Uebermacht unterliegen? Und was dann in dem einen oder dem andern Falle?“ Die Beantwortung dieser Fragen, welche jetzt von Munde zu Munde gehen, gehört jedoch zu den schwierigsten Aufgaben der Politik. Das Wahrscheinlichste ist, die Entscheidung mag übrigens ausfallen wie sie will, daß wegen der Herzogthümer sich noch, um uns populär auszudrücken, die großen und kleinen Mächte einander in die Haare fallen werden.

Nehmen wir den allergünstigsten Fall an, daß nämlich die Herzogthümer Sieger bleiben und daß sie ihre staatliche Selbstständigkeit erringen. Alsdann werden die Regierungen kommen und jede für sich den Löwenantheil in Anspruch nehmen. Leicht möglich, daß hierüber schon ein neuer Kampf entbrennt. Aber gesetzt, es geschähe nicht, so wird man ein neues Duodez-Königreich oder Herzogthum, mit einem Worte einen Staat mehr in Deutschland begründen, welcher wie jetzt Griechenland der Tummelplatz der Intriguen der Großmächte sein wird.

Allein wir wollen uns keine Illusionen machen und den Sieg der Herzogthümer zu den fernsten Möglichkeiten rechnen. Wir wollen nicht übersehen, daß die obschon sehr verschiedenen Interessen Frankreichs, Englands und Rußlands die Aufrechterhaltung der Integrität der dänischen Monarchie fordern, und daß sie den Dänen, wenn es die Umstände erheischen, gewiß wirksame Hülfe leisten werden. Die Unterdrückung und Besiegung der Herzogthümer, welches eine Ueberwältigung der deutschen Sache überhaupt sein würde, wird aber auf die öffentliche Meinung Deutschlands und auf das Gefühl der deutschen Völker einen Rückschlag äußern, dessen Wirkungen sich in diesem Augenblicke noch gar nicht überblicken lassen. Die deutschen Regierungen werden endlich eben so sehr durch die moralische Macht der öffentlichen Meinung, wie durch das Gebot der Ehre und des eigenen Vortheils gezwungen sein, die Waffen nun nicht mehr bloß für die Herzogthümer, sondern für Deutschland zu erheben. Deutschland wird und muß, soll es nicht endlich zerbröckeln und von seinen Erbfeinden an seinen Grenzen fortwährend benagt werden — Deutschland muß, wiederholen wir, erobert, muß zum Selbstgefühl kommen, muß dem Auslande furchtbar erscheinen; wo nicht, so geht es seinem Verfall entgegen! —

### Correspondenz.

× Dresden, 14. August. Die zweite Kammer der Stände des Jahres 1848 hat sich zu Anfange dieser Woche mit der Erhöhung der Schachtsteuer beschäftigt, zu welcher man durch die Finanzlage des Landes sich gezwungen sieht. Man sah es den Herren Landwirthen und Denen, welche von den Gewerbsverhältnissen etwas verstehen, deutlich an, daß sie nicht recht anbeißen wollten, und es machte sich von mehreren Seiten einige nicht unerhebliche Opposition geltend; indes diese mußte vor dem Patriotismus der anderen Mitglieder schweigen. Das richtigste Wort während der ganzen Verhandlung hat dabei Dr. Kuntzsch gesprochen, welcher meinte, daß die Kammer sich mit diesem Gesetze keine Freunde erwerben werde. Herr Heyn wollte auch das Bildpret be-

steuert wissen, ohne jedoch damit durchzubringen, weil man in diesem Falle Seiten der Grundbesitzer in der Kammer nicht begriff, wie hier eine Controle möglich wäre. Die Deputation hat bei dem Gesetze den Grundsatz aufgestellt, daß je schwerer ein Viehstück sei, desto besser auch das Fleisch desselben ausfalle und daß das bessere Fleisch auch höher besteuert werden müsse. Nach dem früheren Gesetze war ein Ochse, gleichviel ob er 400 oder 800 Pfd. wog, mit 4 Thlr. Steuer belegt gewesen. Nach dem neuen Gesetze wird die Sache etwas anderes, und ein Ochse von 800 Pfund sollte mit 13 Thlr. besteuert werden. Die Deputation brachte einen mittleren Satz von 8 Thlr. in Vorschlag. Herr Unger aber war aus den Taschen der Consumenten sehr freigebig und wollte durchaus den höheren Tarif beibehalten wissen. Eigenthümlich war auch die im Deputationsberichte versuchte Widerlegung des Einwandes, daß durch die höhere Besteuerung der Fleischwaaren einer der unentbehrlichsten Consumtionsartikel für die ärmeren Volksklassen wesentlich verteuert werde. Der Bericht meint, der auf die ärmeren Volksklassen fallende Theil dieser Steuer sei sehr gering, weil arme Leute wenig Fleisch kaufen! Man hat hierbei übersehen, daß hierin ein logischer Fehler enthalten ist, daß man die Wirkung mit der Ursache verwechselt hat. Die lange Debatte über das Gesetz konnte eigentlich nur für Fleischer und Viehhändler einiges Interesse haben, obgleich das Resultat für die Consumenten von großer Wichtigkeit ist; wir begnügen uns daher, den Besteuerungstarif in der Weise hier einzufügen, wie er sich nach den Beschlüssen der Kammer gestaltet hat. —

#### A. Vom Schlachten des Viehes zum Verkauf oder zur Bank.

1) Für einen Ochsen von 800 Zollpfund und darüber	11 Thlr. 15 Ngr.
2) " " " " 700 bis mit 799 Zollpfund	10 " — "
3) " " " " 600 " " 699 " "	8 " 15 "
4) " " " " 500 " " 599 " "	7 " — "
5) " " " " 400 " " 499 " "	5 " 15 "
6) " " " " unter 400 Zollpfund	4 " — "
7) a. Für eine Kuh oder Kalbe von 600 Zollpfund und darüber	8 " — "
b. " eine Kuh oder Kalbe von 500 Zollpfund bis mit 599 Zollpfund	6 " — "
c. " eine Kuh oder Kalbe von 400 Zollpfund bis mit 499 Zollpfund	4 " — "
d. " einen jungen Stier von 250 Zollpfund und darüber	3 " — "
8) Für ein gleiches Schlachtstück von 200 bis mit 249 Zollpfund	2 " — "
9) " ein gleiches Schlachtstück unter 200 Zollpfund	1 " 15 "
10) " ein Samenrind	3 " — "
11) a. Für ein Schwein von 200 Zollpfund u. darüber	2 " 20 "
b. " " " " 100 bis mit 199 Zollpfund	1 " 20 "
12) Für ein Schwein unter 100 Zollpfund	1 " — "
13) " ein Kalb	— " 10 "
14) " ein Schaf, einen Schafbock oder Schöps	— " 7½ "

#### B. Vom Schlachten zum Hausverbrauche.

1) Für einen Ochsen	2 Thlr. 15 Ngr.
2) " eine Kuh, Kalbe oder einen jungen Stier	— " 25 "
3) " ein Samenrind	1 " — "
4) a. Für ein Schwein, insofern in einer Haushaltung überhaupt im ganzen Jahre nur eins geschlachtet wird	— " 12½ "
b. " jedes Schwein, sobald mehr wie eins geschlachtet wird in einer Haushaltung im Laufe eines Jahres	— " 15 "
5) Für ein Kalb	— " 5 "
6) " ein Schaf, einen Schafbock oder Schöps	— " 3 "

Als zusätzliche Bestimmungen zu A. und B. sind angenommen worden:

- Gast- und Speisewirthe, ingleichen Diejenigen, welche, ohne gerade Bankschlächter zu sein, das aus den Schlachtstücken gewonnene Fleisch an Andere verkaufen, sowie endlich mehrere Personen, welche zusammen schlachten, haben die Schlachtsteuer nach den Verkaufs- oder Bankschlächten, und zwar in letztem Falle unter solidarischer Verbindlichkeit zu erlegen.
- Als junge Stiere sind solche junge männliche Rinder zu verstehen, bei denen der Wechsel der drei mittleren Paar Schneidezähne noch nicht vollständig beendigt ist.
- Kälber, welche einschließlic der Kleinodien und des Gefröses mehr als 100 Zollpfund wiegen, werden wie Kalben oder junge Stiere behandelt.

Der ersten Ständekammer, die sich nun auch für „competent“ erklärt hat, macht der Bürgermeister Koch in Leipzig viel Noth. Derselbe will bekanntlich nicht in der Kammer erscheinen, und er hat zu dem Ende seine Gesundheit vorgeschützt. Die Kammer ertheilte demselben am 1. Aug., ohne daß er darum gebeten hatte, einen vierwöchentlichen Urlaub, vergaß aber dabei zu bestimmen, von welchem Tag an derselbe zu rechnen sei; es herrschte Zweifel darüber, ob vom 15. oder 22. Juli oder 1. August. Man beschloß: den Urlaub als vom 15. Juli anhebend und mit dem gestrigen Tag als zu Ende gelaufen zu betrachten, allein weil Bürgermeister Koch geglaubt haben könnte, daß der Urlaub vom 1. Aug. anzurechnen sei, demselben abermals unerbeten nachträglich noch einen vierzehntägigen Urlaub zu gewähren, ihn jedoch dabei zu bedeuten, daß wenn er nun nicht kommen würde, das Gesamtministerium davon Anzeige erhalten und aufgefordert werden sollte, für Besetzung dieser Stelle Sorge zu tragen. Was wird nun wohl das ungehorsame Mitglied der Kammer thun? Auch dem Prof. Dr. Tuch ist es noch nicht gelungen, mit der legalen Vollmacht des Senates in der Kammer zu erscheinen, und Herr Unger auf Cythra hat ebenfalls noch nichts von sich hören lassen. Die Reihen der Kammerisire werden durch häufige Beurteilungen immermehr gelichtet, und bei Beginn der Sitzung ist die Kammer gewöhnlich nicht vollzählig.

Die Kammer hat diese Woche die Berathung über die Verordnung vom 7. Mai 1849, das Verfahren bei Störungen der öffentlichen Ruhe und Sicherheit betreffend, begonnen, welche mit den Verhandlungen über denselben Gegenstand auf dem vorigen Landtage freilich einen starken Contrast bilden. Damals war die Majorität bemüht, die Schärfe des Gesetzes möglichst abzuschwächen, jetzt verfolgt die Majorität die entgegengesetzte Richtung: die Bestimmungen möglichst scharf und streng zu fassen. Der milderen Ansicht neigt sich die Deputation zu, bestehend aus dem Prinzen Johann, v. Welf, v. Friesen, v. Biedermann und Bürgermeister Hennig; namentlich mag nicht unerwähnt bleiben, daß Prinz Johann mehrmals die Kammer warnte, allzuschärfe Bestimmungen in das Gesetz aufzunehmen. Dagegen sind die Herren von Erdmannsdorf, v. Schönberg, Dr. Harles und Dr. Großmann für die strengere Auffassungsweise; Herr v. Erdmannsdorf namentlich führt gegen die Wörter, „wo möglich“ und ähnliche einen förmlichen Vertilgungskrieg, weil dieselben seiner Ansicht nach in einem Gesetze gegen Tumultuanten unanwendbar seien, und Herr v. Schönberg-Bibran sagte einmal zum Prinzen Johann: „In Zeiten des Aufruhrs bittet und ermahnt man nicht, da besteht man.“

Rücksichtlich der auf §. 88 erfolgten Erlassung der Verordnung vom 7. Mai 1849 erklärte die Kammer die Staatsregierung „für vollständig gerechtfertigt“ und zwar „mit dankbarer Anerkennung der von der Staatsregierung damals bewiesenen treuen Fürsorge für das Wohl des Landes.“ Die wichtigsten §§. des Gesetzentwurfes, die §§. 16 und 17 sind noch unerledigt. Die Deputation hat rücksichtlich der Zusammensetzung der Standgerichte den auf dem vorigen Landtage von dem Abg. Schenk gestellten und von der ersten Kammer angenommenen Antrag, dieselben

aus einer gleichen Anzahl Offiziere und Civilpersonen zusammenzusetzen, im Wesentlichen beibehalten. Die Sitzungen dieser Commission sollen öffentlich sein, es wird ein Ankläger plaidiren und dem Angeklagten ein Verteidiger beigegeben werden. Die weiteren hierher gehörigen Bestimmungen werden wir in unserem Referate über die darauf bezüglichen Verhandlungen einflchten.

— Meissen, 12. Aug. Seit Anfang dieses Monats hat auch hier die Cholera sich gezeigt. In das Innere der Stadt ist sie jedoch noch nicht gedrungen, sondern bisher sind Fälle dieser bösen Krankheit bloß jenseits der Triebisch, namentlich auf der Ober- und Untergasse vorgekommen. Nach dem Verlaufe darf man jetzt sich der gegründeten Hoffnung hingeben, daß die Krankheit für diesmal wohl ihren Höhepunkt erreicht haben wird. (Dr. Journ.)

○ Leipzig, 13. Aug. Trösten Sie sich mit uns. Auch unserer selbstständigen Presse hat das hohe Ministerium des Innern das Todtenglöcklein läuten lassen. Auf ministerielle Anordnung ist den Redactionen der hiesigen freisinnigen Blätter — bei Confiscation und Unterdrückung — verboten worden, die „hohe Ständeversammlung“ in einer die Berechtigung derselben anzweifelnden oder die Würde und das Ansehen derselben beeinträchtigenden Weise zu kritisiren. Die Herren Stände sind demnach gegen jede ihnen unbehagliche Kritik gesichert, und dieß mag unter den gegebenen Umständen allerdings sein Angenehmes haben. Wir würden der Verordnung vom 3. Juni verfallen, wollten wir ein solches Verfahren beim rechten Namen nennen, aber darauf hinzuweisen, wird erlaubt sein, daß in dieser Weise, trotz der garantirten Pressfreiheit, in Sachsen das freie Wort noch niemals gefesselt worden. Die unabhängigen Blätter werden unter diesen Umständen nur höchst trockene und dürftige Berichte über die Verhandlungen der Herren Stände bringen können, und es bleiben dem Volke demnach als einzige Quelle der Erkenntniß die officiellen Landtagsmittheilungen. Wie wenig Interesse dieselben aber gegenwärtig erregen, dürfte daraus zu ersehen sein, daß die Auflage derselben bis auf 1000 Exemplare herabgesunken ist. Ob diese alle abgesetzt werden, mögen wir nicht behaupten. Jedenfalls ist dieses Resultat aber bemerkenswerth, da gerade der Umstand, daß den zahlreichen Pressorganen, welche sonst über den Landtag ausführlich zu berichten pflegten, der Mund geschlossen ist, eine größere Abonnentenzahl der „Mittheilungen“ hätte herbeiführen sollen, wenn man überhaupt annehmen dürfte, daß die Verhandlungen der wieder zusammenberufenen Stände mit nur einigermaßen lebhaftem Interesse verfolgt würden.

\* Leipzig bei Pirna, 14. August. Diese Woche hat unser Schifferort sein solennes Bogelschießen abgehalten, welches, obschon erst vor einigen Jahren in Aufnahme gekommen, immer mehr an Bedeutung und Ausdehnung gewinnt. In der That wird es auch nicht leicht einen herrlicheren Schießplatz geben, als den unserigen, welcher ein Panorama vor den Augen entfaltet, das dem Naturfreunde einen großen Genuß gewährt. Es ist ein reizender Anblick, wenn man bei untergehender Sonne von der Kopitzer Höhe auf das freundliche Pirna mit seinen großartigen Eisenbahn-Uferbauten, auf den herrlichen Strom da unten, auf welchem die rauchenden Dampfschiffe dahin gleiten, auf die wellenförmig aufsteigenden Höhen in Süden und das breit gestreckte Dresden in Westen schaut, während die grotesken Felsenkegel der sächsischen Schweiz in der Purpurgluth der Abendsonne erglänzen. Das diesjährige Bogelschießen hatte uns denn auch aus Dresden und vielen anderen Orten äußerst zahlreichen Besuch gebracht, der sich in den dreißig Restaurationszelten einer harmlosen Heiterkeit hingab. An Würfelbuden war ebenfalls kein Mangel und haben diese ein gutes Geschäft gemacht. Die zwölf anwesenden Schau-

buden lockten zahlreiche Zuschauer an. Die Einrichtung des ganzen Schießplanes war sehr zweckmäßig, nur war es ein Versehen, daß man folgenden Gruß:

„Willkommen werthe Gäste  
Beim frohen Schützenfeste  
auf unserer Höhe!“

auf der Rückseite der aus Laub und Blumen erbauten Ehrenpforte angebracht hatte. Man darf versichert sein, daß die Besucher des Kopitzer Bogelschießens den Vorstehern unserer Bogenschützengesellschaft für den vergnügten Nachmittag und Abend, welcher ihnen auf unserer Höhe jedenfalls geworden ist, gewiß dankbar sein werden.

§ Rammenau bei Bischofswerda, den 12. Aug. In der Gegend von Rammenau bis Ramenz haust die Kartoffelkrankheit dieses Jahr auf eine noch nicht dagewesene Weise. Die Kartoffelfelder sehen wie ein Brandflecken aus. Das Kräftig derselben liegt ganz schwarz und erstorben auf dem Acker nieder. Die Knollen der zeitigen Sorten sind fast gänzlich verdorben; die späteren Sorten, welche nur erst Erdbirnen von der Größe einer Haselnuß haben, können bei dem völlig todtten Kraute nicht weiter wachsen. Unter den armen Landleuten herrscht darum eine bange Besorgniß wegen der Zukunft. Das Korn ist schon bis zu 3 Thlr. im Preise gestiegen.

**Stand der sächs. Staatspapiere und Pfandbriefe vom 15. August 1850.**

	gesucht	angeboten
Steuer-Scheine à 3 ½ Zinsen à 1000 u. 500 Rg.	—	86½
Dergleichen à 200, 100, 50 und 25 Rg.	—	88
Land-Rentenbriefe à 3 ½ Zinsen à 1000 u. 500 Rg.	90	—
Dergleichen à 100, 50, 25 u. 12½ Rg.	91½	92½
Staatsschulden-Cassenscheine à 5 ½ Zinsen à 500 Rg.	105½	—
Dergleichen à 200, 100 u. 50 Rg.	105½	—
Staatsschulden-Cassenscheine à 4 ½ Zinsen à 500 Rg.	96½	—
Sächs.-Baiersche Eisenbahn-Actien à 4 ½ Zinsen bis 1855 und von da nur à 3 ½ Zinsen à 100 Rg.	—	86½
Erbländische Pfandbriefe à 3 ½ Zinsen à 500 Rg.	90½	—
Dergleichen à 100 und 25 Rg.	91	—
Erbländische Pfandbriefe à 4 ½ Zinsen à 500 Rg.	100½	—
Dergleichen à 100 und 25 Rg.	101	—
Sächsische Pfandbriefe à 3 ½ Z. à 100, 50, 20 u. 10 Rg.	86	—
Dergleichen à 3 ½ Zinsen à 500, 100 u. 50 Rg.	96	—
Dergleichen à 3 ½ Zinsen à 1000, 500, 100 u. 50 Rg. mit 6monatlicher Kündigung	100	—
Dergleichen à 4 ½ Zinsen à 500 u. 100 Rg.	101	—
Preussische Staatsschuldenscheine à 3 ½ Zinsen à 1000, 500, 400, 300 und 200 Rg.	—	—
à 100, 50 und 25 Rg.	85½	—
Louis d'or . . . . . à Stück	5 Rg. 17½.	5 Rg. 18½.
Ducaten, wichtig . . . . . do.	3 = 5½.	3 = 6½.

Eduard Rochsch in Dresden.

**Getreidepreise.**

Namen der Orte.	Datum	Preis	Weizen		Roggen		Gerste		Hafer		Erbfen	
			Rg.	ngr.	Rg.	ngr.	Rg.	ngr.	Rg.	ngr.	Rg.	ngr.
Dresden	August 12.	von	—	—	2	25	1	25	1	6	—	—
		bis	—	—	3	—	2	—	1	17	—	—
Meissen	10.	von	3	22½	2	17	1	20	1	10	2	15
		bis	—	—	2	—	—	—	1	15	—	—
Pirna	—	von	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
		bis	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Radeburg	14.	von	4	—	3	—	1	25	1	10	2	22
		bis	4	10	3	8	2	—	1	15	3	—
Rostwein	13.	von	4	5	2	25	1	21	—	—	—	—
		bis	4	22	3	—	1	26	—	—	—	—

Radeburg. Haidekorn: 1 Thlr. 28 Rgr. bis 2 Thlr. 5 Rgr. Eingegangen: 557 Scheffel Getreide.  
Dresden. Das Schock Stroh 6 Thlr. 15 Rgr. bis 7 Thlr. — Rgr. Der Centner Heu — 20 „ 25 „  
Butterpreise in Dresden vom 7. August bis 14. August 1850 die Kanne 10 Rgr. 5 Pf. bis 11 Rgr. — Pf.

Neustadt-Dresden, gedruckt und zu finden in der G. Heinrich'schen Buchdruckerei.

(Hierzu als Beilagen: „Der Dampfwagen“ Nr. 33 und eine Extra-Beilage.)